

Oliver Susami

HEIMSUCHUNG

Ich bin kein böser Mensch. Warum ... warum passiert das
alles ausgerechnet mir?

Ein Gedanke

Ich will mir die Ohren zuhalten, habe aber keine Hände.
An meinen Handgelenken hängen große schlaffe
Hautlappen.

Ein Altraum

Aber mein Junge, ich habe dich doch von ganzem Herzen
lieb. Weißt du das denn nicht?

Eine Stimme

Vorwort

Rund fünf Jahre ist es nun her, dass ich meinen Erstling „S3“ veröffentlichte, diese eher knappe, ein wenig eigenwillige Schilderung unheimlicher Ereignisse im Untergeschoss eines mittlerweile abgerissenen Bibliothekstraktes.

Eigentlich schrieb ich S3 nur, um ein wenig Abwechslung zu meiner wissenschaftlichen Arbeit zu haben, eine Veröffentlichung hatte ich ursprünglich nicht im Sinn. Aber es kam anders, S3 fand seine Leser und wurde zum Beginn einer Laufbahn als Schriftsteller und Selbstverleger. Mittlerweile habe ich fünf Romane sowie zwei Bände mit Kurzgeschichten herausgebracht.

Zwei dieser fünf Romane – „S3“ und „Vierter Stock Herbsthaus“ – beruhen auf wahren Begebenheiten. Und diese zwei Romane sind es auch, zu denen ich die meisten Zuschriften erhielt und weiterhin erhalte.

Viele derer, die mir in den letzten Jahren schrieben, lobten einfach meine Bücher, bedankten sich für ein paar Stunden Unterhaltung und fragten, was denn als nächstes herauskomme.

Dann gab es noch diejenigen, die konstruktive Kritik äußerten und auf Fehler hinwiesen – vielen Dank an dieser Stelle!

Und schließlich schilderten mir immer wieder Leser eigene unerklärliche Erlebnisse, Begegnungen mit dem Unheimlichen, Verstörendes und Faszinierendes. Ich schreibe dieses Vorwort mit Blick auf einen grünen, schon ein wenig aus der Form geratenen Leitz-Ordner, der insgesamt 72 solcher Berichte enthält, einige sind nur ein, zwei Zeilen lang, der ausführlichste aber füllt acht A4-Seiten. Auch das Buch, das Sie gerade lesen, geht auf eine solche Zuschrift zurück, aber dazu gleich mehr.

Neben diesen Leser-Berichten erhielt ich immer wieder auch Anfragen von „Geisterjägern“ bzw. mehr oder weniger seriösen Experten für Paranormales: Wo genau denn das „Herbsthaus“ stehe und in welcher Universitätsbibliothek denn der Buchbereich S3 sei? Ob ich denn an einer gemeinsamen Begehung dieses oder jenes Gebäudes interessiert wäre?

Meist reagierte ich ablehnend auf diese Anfragen: Nein, S3 existiert nicht mehr, nein, ein Besuch des Herbsthauses ist leider nicht möglich, auch den Standort könne ich nicht verraten.

Die einzigen „Begehungen“ angeblich heimgesuchter Orte unternahm ich Anfang 2013 und Mitte 2014. Und ja, der erste Ort, ein rund 120 Jahre altes Wohnhaus, stellte sich tatsächlich als gefährlich heraus – allerdings nur aufgrund seines fortgeschrittenen Verfalls. Auf dem Weg in den ersten Stock brach ich mit dem rechten Bein durch eine morsche Treppenstufe, zerriss mir die Hose und verletzte mich am Unterschenkel. Ich verließ das Gebäude auf eine abgebrochene Vorhangstange gestützt und ließ im nächsten Krankenhaus mein Bein röntgen. Der alten Frau und dem kleinen Mädchen, die angeblich in dem verlassenen Wohnhaus umgehen sollten, begegnete ich nicht.

Aber zumindest für eine Sache war der Besuch gut: Der Unfall inspirierte mich zu einer der Erzählungen, die in „Geschichten aus einer brennenden Geisterbahn“ erschienen.

Das zweite Gebäude – eine aufgegebene, nach Kot und ranzigem Fett stinkende Molkerei – besuchte ich zusammen mit einem holländischen und einem österreichischen Geisterjäger. Wir verbrachten eine ganze Nacht in dem Gebäude, begegneten allerdings nur Ratten, Mäusen und einem mumifizierten, in einem Metallgitter feststeckenden

Waschbären. Keine Stimmen und keine Berührungen aus dem Nichts, nur Kälte, zwei kiffende, dabei Unmengen Coca-Cola trinkende Geisterjäger und der stärker und stärker werdende Gedanke: Was zum Teufel mache ich hier?

Wer sich mit Übernatürlichem beschäftigt, wer im Grusel-Genre schreibt, dem begegnet Faszinierendes und Unheimliches ebenso wie völliger Bullshit. Und als ich zum ersten Mal von den Geschehnissen hörte, von denen „Heimsuchung“ handelt, war ich geneigt, auch diese in die Kategorie „Bullshit“ fallen zu lassen.

Inhalt der kurzen Email, die mir eine Leserin Anfang 2016 schrieb: Die Freundin einer Freundin habe zusammen mit ihrem Lebensgefährten ein altes Hotel gekauft und sei mit ihm sowie ihrem Sohn dort eingezogen. Dann seien „sehr bald schreckliche Sachen“ passiert und letztlich hätten die drei das Hotel schließen müssen.

Mir erschien diese Geschichte ein wenig zu „klassisch“: Leute ziehen in ein altes Haus und dann passieren schreckliche Dinge – alles schon hundertmal in Filmen und Büchern durchgespielt. Auch mein Roman „Vierter Stock Herbsthaus“ behandelt letztlich dieses Thema.

Trotzdem fragte ich die Verfasserin der Email, ob sie vielleicht den Kontakt zu ihrer Freundin herstellen könne. Ja, sie konnte, und so lernte ich die Frau kennen, die ich in diesem Buch „Amy“ nenne.

Von Amy wiederum erfuhr ich, dass die Geschichte, die sie erlebt hatte, keineswegs so „klassisch“ wie befürchtet war. Zunächst einmal habe man kein Hotel gekauft, sondern ein altes Verwaltungsgebäude gepachtet und darin ein Hotel eröffnet. Dann seien auch nicht „sehr schnell“ unheimliche Dinge passiert, vielmehr habe man das Hotel schon rund ein Jahr geführt, bis es zu unerklärlichen Ereignissen kam. Und außerdem, so Amy in

ihrer Email, müsse ich mich darüber mit ihrem Lebensgefährten unterhalten, der sei nämlich „viel stärker involviert“ gewesen.

Das Dumme an der Sache: Dieser Lebensgefährte, der Mann, aus dessen Perspektive dieses Buch geschrieben ist, wollte zunächst partout nicht mit mir reden. Die Angelegenheit sei für ihn erledigt, schrieb er mir, er wolle auch nicht, dass sein Name in irgendeinem Roman auftauche.

Nachdem ich ihm Anonymität zugesichert hatte, kam es doch zu zwei Telefonaten, in denen mir Robert Bieler – diesen Allerweltsnamen habe ich ihm gegeben – mehrere sehr eindrucksvolle Ereignisse schilderte. Nun war ich mir vollends sicher: Bei dem, was sich da zögerlich vor mir entfaltete, handelte es sich eben nicht um eine klassische „Familie zieht in ein altes Haus und dann passieren unheimliche Dinge“-Geschichte, bei der letztlich herauskommt, dass sich in ebendiesem alten Haus irgendwelche Verbrechen ereignet haben. Die Sache war komplexer.

Im Anschluss an die beiden Telefonate schickte mir Herr Bieler einen Stapel Papier. Er hatte kurz nach der Eröffnung des Hotels damit begonnen, eine Art "Hoteltagebuch" zu führen, in dem er seinen Alltag als Hotelier beschrieb. Als dann erste unerklärliche Ereignisse eintraten, notierte er auch diese und im Laufe der folgenden Wochen wurde aus dem Hoteltagebuch mehr und mehr das Protokoll einer Begegnung mit dem Paranormalen.

Neben diesem 562 Seiten langen Tagebuch hatte ich beim Schreiben dieses Buches einen alten, handgezeichneten Gebäudeplan, auf dem Bieler die Zimmernummern notiert hatte, mehrere Fotografien sowie Gedächtnisprotokolle einiger Telefongespräche zur Verfügung. Über die Einrichtung und Architektur des Haupthauses (Sie ahnen es sicher schon, auch der Name des Hotels wurde geändert)

informierte ich mich mithilfe einer veralteten Hotel-Homepage, die Fotos der Räumlichkeiten sowie Fakten zur bewegten Geschichte des Hauses enthielt.

Trotz dieser Fülle an Material fiel es mir nicht leicht, dieses Buch zu schreiben. Die Aufzeichnungen im Tagebuch waren teils stichwortartig und Robert Bieler antwortete nur zögerlich auf weitergehende Fragen – etwa zu seinem beruflichen Werdegang oder der Beziehung zu dem Jungen, den ich in diesem Buch „Oscar“ genannt habe.

Hinzu kam, dass mich, umso tiefer ich in den „Fall“ vordrang, Zweifel am Wahrheitsgehalt der Schilderungen befielen. Zu krass erschienen mir einige der Ereignisse.

Meine Zweifel wurden erst zerstreut, als Robert Bieler Mitte 2016 den Kontakt zu dem Mann herstellte, den ich in meinem Buch „Rainer Erdmann“ genannt habe. Erdmann bestätigte mir einen Großteil der in Bielers Tagebuch enthaltenen Schilderungen, auch schrieb er mir mehrere lange Emails, in denen er seine Sicht auf den Fall darstellt.

Trotz aller Zweifel, trotz aller offen gebliebenen Fragen (etwa zur genauen Rolle dieses seltsamen Videospiele), sind Robert Bielers Aufzeichnungen eines der ausdrücklichsten Zeugnisse einer „Heimsuchung“, die ich kenne.

Ich hoffe, mein Roman wird seinem Fall gerecht.

Der Schrei

Dienstag, 15. November

Es ist zehn vor zwei – ich drehe den Radiowecker zu mir und sehe auf die Anzeige –, als ich mich im Bett aufsetze. Mir ist, als habe jemand laut gehustet, nahe an meinem rechten Ohr. Ich sehe mich im Raum um, kann allerdings im Halbdunkel nur die Umrisse der großen Möbel erkennen. Außer uns ist niemand im Zimmer.

„Schatz?“

Ich lehne mich zu Amy. Sie liegt auf dem Bauch, das Kopfkissen hat sie auf den Boden geworfen. Einen Moment betrachte ich ihr dunkles, sich über die Matratze auf meine Seite des Bettes ergießendes Haar ... dann diesen schmalen Streifen ihres Nackens – milchweiße, von zartem Flaum bedeckte Haut. Den linken Arm hat sie angewinkelt und ihre Schulter berührt fast den Hinterkopf.

„Schatz ... ist alles ...“

Warum spreche ich sie überhaupt an? Warum will ich sie wecken? Ich weiß doch, dass dieses Husten nicht von ihrer Seite kam. Es kam von rechts, von dort, wo meine Haus-schuhe stehen, wo das Bett zu Ende ist, wo der Holz-fußboden knackt, wenn man auf ihn tritt. Aber wenn man gerade erst aufgewacht ist, wenn man noch nicht richtig bei Sinnen ist, dann ...

„Amy, wach auf. Ist alles okay?“

Ich bin zu ihr durchgedrungen. Kurz setzt ihr Atem aus, nur zwei, drei Sekunden. Dann ein leises Schmatzen. Aber weder rührt sie sich, noch murmelt sie eine Antwort. Also lasse ich sie schlafen, lege mich auf den Rücken und starre zur hohen Decke hinauf. Mit pochendem Herzen, gespannter Nackenmuskulatur und weit aufgerissenen Augen liege ich in unserem ausgekühlten Schlafzimmer, im Erdgeschoss unseres steinernen Lebenstraums, und starre

ins Halbdunkel.

Und dann, als ich gerade die Augen geschlossen habe, als ich mich gerade ein wenig beruhige, ist plötzlich dieser Schrei da. Er schwillt nicht an, er ändert nicht seine Tonlage. Er ist einfach da, ist im Zimmer, ist in mir, lässt mich zusammenfahren, die Fäuste ballen und hart die Zähne aufeinander beißen.

Schon sitze ich aufrecht, stoße mit einem heiseren Stöhnen Luft aus. So plötzlich ist mein Oberkörper emporgeschwungen, dass mir schwarz vor Augen wird; das Fußende des Bettes löst sich auf, der Kleiderschrank tanzt und die Wände zerbröckeln. Nur langsam gewinnt der Raum, gewinnen die Möbel wieder an Kontur.

„Amy!“

Ich spreche ihren Namen aus, als würde ich um Hilfe rufen. Sie rührt sich nicht, liegt da wie tot. Mein Herz klopft so hart, dass ich sie nicht atmen hören kann.

„Amy, wach auf!“

Keine Reaktion. Wie kann sie schlafen? Sie muss es doch gehört haben, dieses viehische, infernalische Gebrüll. Rund zwei Sekunden hielt dieser grauenhafte Laut an. Oder war er nur in meinem ...

Durch die Decke hindurch berühre ich ihre Schulter. Keine Reaktion. Einen winzigen Moment bilde ich mir ein, ihr Haar würde sich bewegen, würde sich auf dem Laken schlängeln.

Und da kommt wieder die Angst. Ich beuge mich über ihren Körper, lausche auf ihren Atem, nähere meine Wange ihrem Mund und spüre den sanften, warmen Luftzug, der Leben bedeutet. Gott sei Dank! Gott sei Dank! Gott sei ...

Ich beruhige mich und zwingen mich zum Nachdenken. Nein, sie kann ihn nicht gehört haben, diesen Schrei ... und sie hat auch nicht selbst ... nein, Unsinn, sie könnte

keinen solchen Ton zustande bringen. Niemand könnte das.

Leise steige ich aus dem Bett, das Holz knackt und mit den Füßen ertaste ich meine Hausschuhe. Ich greife meinen Bademantel und tapse durchs Halbdunkel in Richtung Tür. Ein weiterer Blick auf Amy, ganz friedlich liegt sie da. Noch habe ich nicht den geringsten Zweifel daran, tatsächlich etwas gehört zu haben.

—

Die Zweifel überfallen mich erst, als ich auf dem Flur stehe. Es ist völlig still auf dem hallenartigen, rund vier Meter breiten und fast ebenso hohen Gang, nicht das kleinste Geräusch. Das Licht der im Abstand von drei Metern angebrachten Deckenlampen färbt die Wände gelb, die grünen Fliesen wirken schmutzig braun, wie mit einem dünnen schlammigen Film überzogen.

Ich wickle mich in den Bademantel, schnappe nach Luft und haste Richtung Wohnungstür, Richtung Hotel. Ich muss nach den Gästen sehen, muss nachsehen, ob jemand Hilfe braucht. Aber eigentlich will ich mir beweisen, dass ich mir diesen abscheulichen Laut nicht eingebildet habe.

Als ich am Ende des Ganges bin, als ich schon den Schlüssel im Schloss habe, fällt mir Oscar ein.

Also zurück, fast zwanzig Meter sind es bis zu seinem Zimmer. Alles viel zu groß für uns drei, ich könnte rennen, könnte Fahrrad fahren auf diesem Gang. Ohne anzuklopfen reiße ich die Tür auf, blinzele ins Licht. Der Junge sitzt mit dem Rücken zur Wand auf seinem Bett, die Decke spannt über seinen Knien. Er sieht mich an.

„Oscar, ist alles okay bei dir?“

Er zögert. Dann nickt er. Oscar hat den Teint seiner Mutter, seine blasse Haut steht in starkem Kontrast zu

seinem dunklen, dichten Haar.

Ich frage ihn, ob er etwas gehört hat.

„Jemand hat ...“ Er beendet den Satz nicht. Ich mache einen Schritt ins Zimmer und sehe mich um.

„Jemand hat geschrien“, sage ich.

Er nickt.

„Gut, dann ... dann hast du es auch gehört. Weißt du, wo das war?“

„Ich weiß nicht“, sagt er leise, fast flüsternd. „Irgendwo hier vielleicht.“ Dann starrt er mich wieder nur an.

...

„Okay, Oscar, ich muss nach den Gästen sehen. Kann ich dich allein lassen?“

„Ja.“

Ich nicke ihm zu, drehe mich um und spüre die Kälte, die ins geheizte Zimmer kriecht. Gut, denke ich, das ist schon einmal gut, ich bin nicht bescheuert, ich habe mir nichts eingebildet.

„Mach bitte die Tür zu“, ruft mir Oscar nach, als ich bereits zurück auf dem hohen, breiten Gang bin. Die Worte kommen viel zu dicht, verhaken sich ineinander. Der Junge hat Angst.

—

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, jetzt, während ich hier sitze und mir meine Notizen mache, war die enorme Lautstärke nicht das Erschreckendste an diesem Schrei in tiefster Nacht ... ebenso wenig die Tatsache, dass er mir seltsam körperlos erschien, dass er weder anschwell noch verebte, dass er ganz plötzlich da und ganz plötzlich wieder verschwunden war, wie etwas, das mit hoher Geschwindigkeit an einem Fenster vorbeifällt.

Das Erschreckendste war, dass sechs verschiedene

Menschen auf fünf verschiedenen Zimmern diesen etwa zwei Sekunden andauernden Laut zugleich hörten ... und dass jeder dieser sechs meinte, er sei ganz nahe gewesen, dieser Schrei, nur für ihn bestimmt.

Madame und Monsieur Fronville, ein Ehepaar aus der Nähe von Marseille, das seine in der Stadt studierende Tochter besucht, sind die ersten an der Treppe. Der Schrei hat sie aus dem Schlaf gerissen und sie sind Hals über Kopf – sie im hellblauen Nachthemd, er in Feinripp-Unterwäsche – aus ihrem Zimmer im zweiten Stock geflüchtet.

„Hallo? Hallo?“

Ich höre Monsieur Fronville, bevor ich ihn sehe. Ich laufe zwischen Tischen und Stühlen hindurch, an dem – „Moment! Ich komme!“ – düster und schwer daliegenden Rezeptionstresen vorbei, halte mich mit beiden Händen am Treppengeländer und schaue nach oben. Monsieur Fronvilles Gesicht ist rund vier Meter über mir und scheint nur aus zwei weit aufgerissenen Augen zu bestehen.

„Herr Bieler!“ Er spricht meinen Nachnamen Bie-Lär. „So wie ganz nahe!“ Und bevor ich etwas sagen kann: „So wie ganz nahe bei Bett. Laut, sehr laut! Wie ganz nahe bei Bett, mein Frau hat gehört auch! Sag ihm!“

Aber Madame Fronville, eine magere, auf eigene Art überaus hübsche Person, sieht mich nicht einmal an. Zitternd klammert sie sich an den rechten Arm ihres Mannes. Als drohe ihr, sollte sie ihn loslassen, ein Sturz in schwärzeste Tiefen. Ganz dicht ist ihr kleiner, spitzer Mund an seinem Ohr, sie flüstert und flüstert. Und er gibt an mich weiter, ruft mit seiner tiefen, sich überschlagen-

den Stimme: „Ganz nah, wie neben Bett. Meine Frau auch gehört, sehr erschrocken. Wir beide gehört!“ Und dann: „Police, Police, rufen! Wie jemand tot! Mein Frau sagt: Wie jemand tot! La Police!“

Ich will etwas Vernünftiges sagen, will die Lage beruhigen, stehe aber selbst noch ganz unter dem Eindruck dieses Schreis und rufe Unsinn nach oben: „Es ist alles in Ordnung! Es ist nichts passiert! Wir kümmern uns darum!“

Aber Monsieur Fronville besteht weiter darauf, dass ich die Polizei rufe, wird wütend, sagt sehr laut etwas auf Französisch, das ich nicht verstehe und das wie hochgezogen und hingerotzt klingt. Als ich für einen Moment die Beherrschung verliere und ihm sage, dass er verdammt noch mal ruhig sein soll, sieht er mich mit einem Blick an, der vor Verachtung trieft. Einen Moment befürchte ich, er wolle mir von oben ins Gesicht spucken.

„Herr Fronville, bitte ...“ Gut, alles ist gut, ich habe mich schon wieder im Griff, ich kann vernünftig bleiben. „Bitte geben Sie mir etwas Zeit. Ich werde nachsehen, was los ist. Beruhigen Sie sich, Herr Fronville, kümmern Sie sich bitte um Ihre Frau. Geben Sie mir einen Moment.“

„Na gut!“, fährt er mich an. „Dann sehen Sie!“

Als ich die 26 Stufen zum ersten Stock genommen habe, öffnet sich vor mir die Tür von Zimmer 4: Benecke, einer unserer Stammgäste, ein im Außendienst eines süddeutschen Maschinenbaukonzerns tätiger Ingenieur, schiebt seinen massigen Leib in den Flur. Mit ausholenden Bewegungen winkt er mich heran.

„Herr Bieler! Isch was passiert?“, fragt er in seinem badischen Singsang. „Isch denn wer verletzt?“

„Nein, ich denke nicht, ich ...“

Er unterbricht mich, quasselt aufgeregt drauflos. Auf „dem Topf“ sei er gewesen, als er es gehört habe, fast sei

er runter gefallen. Als ob in seinem Zimmer „einer abgestochen“ werde, habe sich das angehört. Ganz nah, wie direkt hinter der Tür.

Schräg hinter mir plärrt Monsieur Fronville nach der Polizei, redet abwechseln auf mich und auf seine Gattin ein.

Ich frage Benecke, ob denn eine Frau oder ein Mann geschrien habe ... und er druckst herum, schaut mich irritiert an, schüttelt wild den Kopf und sagt: „Mann, Frau, ein Schrei einfach! Ein elendig lauter Schrei! Wie wenn einer draufgeht!“ Dann fügt er, dabei immer lauter und immer schneller werdend, hinzu: „Herr im Himmel. So etwas Grausiges hab ich vorher und nachher nicht gehört! Seien Sie mir nicht böse, Herr Bieler, aber mich sehen Sie hier nicht wieder! Herr im Himmel!“

„Gut, das ist ...“

Ich beende den Satz nicht, lasse Benecke stehen und haste an den Fronvilles vorbei. Monsieur sieht lächerlich aus in seiner Unterwäsche, unförmig, gar nicht wie ein Mensch. Während ich die Treppen zum zweiten Stock nehme, höre ich das Ehepaar auf Französisch diskutieren.

—

Die sechste Person, die den Schrei gehört hat, ist eine ältere Dame aus Potsdam, Erna Sirkowski ihr Name. Sie hat für fünf Nächte eine der drei Suiten im zweiten Stock gebucht, eines der ehemaligen Vorstandsbüros. Zusammen mit ihrem stets akkurat gekleideten, stets sauber rasierten, und außerdem schwer dementen Mann, den sie – so drückte es Amy aus, sie neigt zu drastischen Formulierungen – „wie einen dressierten Affen herumführt“, unternimmt sie Ausflüge in die Stadt, besucht Museen, Kirchen und sonstige Sehenswürdigkeiten ...

spult – dabei immer ihren mit Trippelschritten gehenden, leise vor sich hin murmelnden Gatten im Schlepptau – das Kulturprogramm ab.

„Hallo? Bitte ... Sie sind doch vom Hotel, nicht?“

Fast zwanzig Meter bis zu ihrer Tür. Ich beeile mich, laufe aber nicht, binde im Gehen den Bademantel enger. Frau Sirkowski wagt sich nicht auf den Gang, hält lediglich die schwere Zimmertür auf und blinzelt – bibbernd vor Kälte, ohne ihre Perücke und ohne ihre Zahnprothesen – durch den dreifingerbreiten Spalt.

„Ja, ich bin vom Hotel. Robert Bieler mein Name.“

Die alte Frau atmet laut aus und wieder ein, schließt für einen Moment die Augen und legt sich eine Hand aufs Brustbein. Ob sie denn etwas gehört habe, frage ich.

„Ja-ja, sehr laut. Wie ein Schrei“, flüstert sie. „Wie ein Todesschrei. Und Sie? Sie auch? Es war unheimlich laut, nicht?“

Sie öffnet die Tür ein wenig weiter, streckt mir ihren fürchterlich dünnen Arm entgegen. Ohne darüber nachzudenken greife ich nach ihrer kleinen, eiskalten Hand.

„Ja, ich habe es auch gehört. Ich ... ich muss nachsehen, ob es allen gut geht. Ist alles in Ordnung bei Ihnen und Ihrem Mann?“

Sie knetet meine Hand, nickt dabei, drückt ihren Daumen zwischen meine Knöchel.

„Direkt hier“, flüstert sie. „Direkt hier muss es passiert sein. Wie ein Schrei von einem sterbenden Menschen.“

Merkwürdig sieht Frau Sirkowski aus, ohne ihre Zähne, seltsam geschrumpft wirkt ihr Kopf.

„Direkt hier“, wiederholt sie mit bebender Stimme. Die feuchten Augen der Frau wandern in den Höhlen. „Jemand ist gekommen und hat laut geschrien. Und wissen Sie, was ganz unglaublich ist?“

Ich schüttele den Kopf. Frau Sirkowski hat Tränen in den

Augen.

„Mein Heinz, der ... der hat überhaupt nichts gehört, ganz ruhig ist er geblieben ... als ob überhaupt nichts passiert ist. Aber er hätte das doch hören müssen, er ist ja nur schwach im Kopf, aber doch nicht taub! Warum hat er sich denn nicht erschrocken?“

„Vielleicht hat er geschlafen“, sage ich.

„Nein-nein, das nicht!“ Sie reibt mit ihrem Daumen über meinen Handrücken. „Er war wach, ganz sicher. Ich hab ja gehört, wie er wieder mit sich selbst spricht. Und dann hat es so geschrien.“

Sie öffnet die Tür noch ein wenig weiter, nickt mir zu und zieht mich sachte zu sich heran. In Unterhemd, Shorts und langen Socken sitzt Heinz Sirkowski, eine schlaffe, weiße Gestalt, auf dem Doppelbett. In seinem Gesicht: ein Ausdruck vollkommener Gleichgültigkeit.

„Warum hat er es denn nicht gehört?“, fragt mich seine Frau.

„Frau Sirkowski, einen Moment bitte“. Ich will mich losmachen, drehe mich halb von ihr weg. „Ich komme gleich wieder zu Ihnen. Ich muss nur schnell nach den anderen Gästen sehen.“

Sie hält mich fest.

„Aber es war hier, wenn ich es Ihnen doch sage! Es war genau hier! Bleiben Sie!“

„Bitte, einen Moment, ich bin gleich wieder da.“ Idiotisch tätschle ich ihre magere Hand. „Ich muss nur kurz zu den anderen Gästen.“

„Aber wenn ich Ihnen doch-“

„Nur einen kleinen Moment, ich bin gleich zurück.“

Sie sieht mich an, scheint in meinem Gesicht lesen zu wollen. Dann lässt sie mich los.

„Ja, in Ordnung. Aber ich lasse die Tür auf, ich warte auf Sie. Sie haben versprochen, dass Sie wieder-kommen.“

In der Nacht vom 14. auf den 15. November hatten wir acht Gäste, insgesamt waren elf Personen im Haus. Sechs Personen hörten diesen extrem lauten, seltsam körperlosen Schrei. Fünf, darunter auch Amy, hörten ihn nicht.

Den Rest der Nacht blieb es still.

Donnerstag, 17. November

Die letzten beiden Nächte verliefen ruhig. Keine Geräusche und keine Beschwerden verstörter Gäste.

Das Ehepaar Froneville sowie Herr Benecke sind vorzeitig abgereist, ich denke nicht, dass wir sie wiedersehen werden. Frau Sirkowski ist geblieben, möchte allerdings nicht über die Nacht vom 14. auf den 15. November sprechen. Mehrmals habe ich das Gespräch mit ihr gesucht, habe ihr regelrecht aufgelauert. Aber sie entschuldigt sich damit, dass ihr Heinz dies und jenes muss – auf die Toilette, ins Bett, seine Tabletten nehmen, was auch immer. Ich werde die Frau – was für einen gewaltigen Unterschied doch Gebiss und Perücke machen – nicht länger behelligen.

Natürlich habe ich Amy von dem Schrei erzählt ... und von dem blanken Entsetzen, das ich empfand. Auch dieses Husten habe ich erwähnt, rechts neben mir, kurz vor dem Schrei. Und sie – ganz Rationalistin, immer nur praktisch, praktisch, praktisch – meinte, ich solle mich mit Freunden treffen, ausspannen, Fußball schauen, wahrscheinlich habe ich „nur Ausgleich“ nötig, müsse „ein wenig vom Hotel und von den Sorgen weg kommen.“

Pah! Ausgleich. Ich wurde wütend und protestierte: „Und was ist mit Oscar? Der hat es auch gehört, frag ihn! Und vier der Gäste haben es gehört ... deshalb sind doch die Fronevilles abgereist, das hast du doch alles mitbekommen. Und der Benecke, den haben wir als Stammgast verloren. Der meinte, er-“

„Alte Gebäude machen Lärm“, unterbrach mich Amy. Sie war gerade auf dem Weg nach oben, in der Hand eine Packung Staubsaugerbeutel. Sie habe, so erklärte sie mir, in fünf verschiedenen Hotels gearbeitet und in jedem einzelnen habe es Beschwerden über nächtlichen Lärm

gegeben. Mal hätten sich die Geräusche der Aufzüge auf die Lüftungsrohre übertragen und das habe sich dann wie das Miauen von Katzen angehört, mal sei Luft durch die Rohre gewandert und die Gäste hätten gemeint, jemand klopfe nachts an die Badezimmerwände.

„Wirklich Schatz, dieses Haus ist alt, es stand Jahre leer. Da wäre es ein Wunder, wenn nicht ...“ Sie redete auf mich ein und ich hörte schon nicht mehr zu. Schließlich berührte sie meine Wange, sah mir in die Augen und sagte: „Du denkst zu viel nach, Robert.“

Aha, ich dachte also zu viel nach. Beinahe hätte ich sie gefragt, was zur Hölle das sollte, dieses blöde „Du denkst zu viel nach“. Stattdessen versuchte ich, ihr den Schrei zu beschreiben ... und scheiterte. Körperlos und trotzdem extrem laut ... wie etwas, das aus dem Nichts erscheint. Ein Laut, der keine Quelle hat, keinen Ursprung, den kein lebender, atmender Körper hervorbringt, der selbst keine Ausdehnung hat und trotzdem, der trotzdem das gesamte Zimmer ...

Aussichtslos. Völlig aussichtslos. Welche Worte ich auch in den Mund nahm, sie schmeckten falsch und fad. Also wiederholte ich, was die Gäste gesagt hatten. „Als ob einer auf den Knopf drückt und dann geht der Lautsprecher an“, mit diesen Worten hatte Benecke seinen Eindruck beschrieben. „Wie von leere Luft“, hatte Monsieur Froneville gesagt. Und Frau Sirkowski, als ich sie am nächsten Morgen auf das Geräusch ansprach: „Fürchterlich, wie aus dem Grab.“

Frau Sirkowski sagte es und ich fragte weiter und sie wollte nicht mehr über die Sache sprechen. Angeblich hatte Heinz seinen Mittagsschlaf nötig.

Es ist lächerlich, ich stehe um vier Uhr nachts in meinem Arbeitszimmer, habe die Heizung hochgedreht und alle Lampen eingeschaltet. Wie ein alleingelassenes Kind komme ich mir vor, wie ein kleiner Junge, der ängstlich durchs Haus schleicht und seinen zitternden Arm nach den Lichtschaltern streckt.

Ein lautes Knarzen, als ich mich in meinen Sessel setze. Ich falte die Hände und lasse den Blick wandern. Zwei Meter neben mir ragen zugeschraubte Rohre aus der Wand, dünne, gelbliche Fäden hängen aus den Enden der Verschlüsse. Als das Haupthaus noch einer europaweit tätigen Firma als Verwaltungsgebäude diente – vierzig Jahre ist das nun her –, war der Raum, in dem ich sitze, eine Art Kaffeeküche. Er ist schmaler als seine Nachbarn und in der Zimmerecke liegen die zertrümmerten Reste eines Hängeschrankes.

Kurz überlege ich – zum wievielten Mal eigentlich? –, die Bretter und Glasscheiben endlich in den Keller zu schaffen. Aber ich lasse es bleiben und lehne mich in dem weichen Chefsessel zurück, eine Feder quietscht und wieder knarzt das rissig gewordene Leder. Einige Minuten sitze ich so da, höre nicht das geringste Geräusch, nicht einmal Verkehrslärm dringt durch das Doppelfenster. Mit geschlossenen Augen und vor der Brust verschränkten Armen throne ich hinter diesem fast schon lächerlich großen Schreibtisch und sehe meinem Verstand bei der Arbeit zu.

Nein, er ist nicht schlecht in dem, was er da tut. Wie ein fleißiger Gärtner, der den Blick auf eine besonders hässliche Stelle mit Rosenspalieren und Zierbüschen verstellt, hegt er das Geschehene ein und umstellt es – das Haupthaus ist alt, flüstert er – mit plausiblen Erklärungen. Tatsächlich schafft er es – die Rohre sind alt, die Elektrik, einfach alles ist alt und morsch –, dass ich mich – hast du

denn nicht gehört, was Amy gesagt hat? Weiß sie denn nicht viel besser als du, welche Geräusche in großen alten Gebäuden entstehen? – langsam, ganz langsam beruhige.

Kann reibendes Metall nicht ähnliche Laute erzeugen? Will ich wirklich glauben, dass dieser Schrei menschlichen Ursprungs war? Will ich nicht lieber „Laut“ statt „Schrei“ sagen? Ein Laut ist etwas, das irgendwie entsteht, ein Laut muss keinen Verursacher haben. Ein Schrei hingegen ...

Und selbst wenn! Wenn dieser Laut der Schmerzens- oder Angstschrei eines Menschen gewesen sein sollte ... die anderen haben ihn auch gehört! Oscar ... und die Gäste. Dieser Laut war nicht für mich bestimmt, er hat nichts mit mir zu tun!

Obwohl ich bereits überlege, zurück ins Schlafzimmer zu gehen, Amys blasse Wange zu küssen und mich in meine Decke zu wickeln, bleibt ein inneres Zittern, die Erschütterung wirkt nach, auch nach Tagen noch.

Kann das denn stimmen, was Amy gesagt hat? Schlug ich wirklich nach ihr, als sie letzte Nacht einen Hustenanfall hatte? Sie behauptet, ich habe ihr hart zwischen die Schulterblätter geschlagen. Ich hingegen bin der Ansicht, ich hätte im Halbschlaf nach der Nachttischlampe getastet ... nur eben auf der falschen Seite des Bettes. Nur getastet, nicht geschlagen ... höchstens den Arm fallen lassen.

Egal, wo war ich? Ach ja ... ich und mein Verstand. Dieser Laut galt nicht mir, er war nicht für mich bestimmt. Aber was war das mit dem Husten? Bevor mich der Schrei traf – doch, ich sage Schrei dazu! –, hörte ich dieses Husten. Und das haben die anderen nicht gehört, weder Oscar noch ...

Schon ist mein mentaler Gärtner wieder zur Stelle: Aber hast du es wirklich gehört? Oder war dieser Laut nicht vielleicht doch Teil eines Traums? Ein Geräusch, das dein melatoningetränktes Hirn nur als Husten interpretierte. Es

gibt sie doch, diese Vermischungen und Verschiebungen: Ein Geräusch, eine Berührung, etwas, das von außen kommt, es dringt in einen Traum ein, vermischt sich mit den inneren Welten und ändert ganz wundersam seine Gestalt: Die Hand, die ein vertrauter Mensch auf deine Schulter legt, sie wird zur feuchten Berührung einer Hundeschнауze ... oder zum bunten Vogel, der sich singend auf deinem Kopf niederlässt. Erinnerst du dich nicht? Du hast doch als Kind schon immer diese seltsamen Dinge geträumt!

Sicher hast du nur – so versucht mein Verstand mir einzureden – das Bellen eines Hundes gehört, die Fehlzündungen eines Motorrades auf der nahen Kreuzung ... oder das Klopfen in den alten Wasserrohren. Und dein Gehirn hat daraus dieses seltsame Husten gemacht.

Oh ja, er ist hartnäckig. Er will das Geschehene in Rationalität ertränken, es erklären oder zumindest rational deuten. Eine völlig natürliche Reaktion, die Erde dreht sich weiter, das Leben geht seinen Gang und die Fremdkörper, ob nun physischer oder psychischer Natur, werden eingekapselt. Eine ganz natürliche und sinnvolle und gesunde Sache!



Schon fast fünf Uhr. Irgendwo im Haus wird eine Klospülung betätigt, ich öffne die Augen und blinze in den hell erleuchteten Raum. Erst betrachte ich die vor mir liegende Wand, studiere den dünnen Riss, der sich vom Boden bis auf Hüfthöhe zieht. Dann lege ich den Kopf zurück und starre die rund drei Meter über mir schwebende Zimmerdecke an. Dorthin verschwindet die Wärme, für die wir bezahlen, denke ich. Sie steigt in die oberen Hälften der hohen Räume und die Gäste beschweren sich

über kalte Füße. Es war ein gewaltiger Fehler, in diesem alten Haus ...

Nein! Nicht das schon wieder! Das Hotel wirft einen kleinen aber stabilen Gewinn ab, wir machen uns einen Namen. Professoren für Architektur und ganze Seminare hatten wir schon hier, unsere Gäste kommen nicht, weil es bei uns so wohlig warm und gemütlich ist, sie kommen wegen der architektonischen Details, wegen der hundert Jahre alten Einrichtung. Allein die mit dunklem Holz beschlagenen Treppengeländer, das hat mir vor einigen Wochen ein Kunsthistoriker erklärt, sind mehrere zehntausend Euro wert. Schade, denke ich, dass sie nicht uns gehören. Was gehört überhaupt ...

Nein, keine verdammten Zukunftssorgen. Leckt mich am Arsch, Zukunftssorgen. Dann lieber beim Schrei bleiben ... und meinem Verstand beim Scheitern zusehen. Ich kann und will und werde mich nicht mit lächerlichen Erklärungen beruhigen. Was ich gehört habe, habe ich gehört. Und nein, dieser Schrei hatte keinen natürlichen Ursprung, das kann mir weder Amy noch sonst jemand erzählen. Soll sie mich doch für verrückt halten ...

Obwohl, nein, lieber doch nicht.

Freitag, 18. November.

Als Oscar kurz nach drei Uhr nachmittags von der Schule kommt, fange ich ihn vorne im Frühstücksbereich ab. Endlich habe ich Gelegenheit, ausführlich mit ihm zu reden, er war ja kaum zu Hause in den letzten Tagen, ständig bei irgendwelchen Freunden, ständig am Computerspielen. Wäre er mein Sohn, ich würde wissen wollen, wo er sich herumtreibt und was genau er macht. Aber Amy ist diesbezüglich schmerzfrei. Sie selbst wuchs fast ohne jegliche Kontrolle auf, ihre Hausaufgaben machte sie, so hat sie mir erzählt, „nachts um eins hinterm Kneipen-tresen.“

Oscar mault herum, sagt, er sei müde. Aber dann beschreibt er mir den Schrei in etwa so, wie auch ich ihn wahrgenommen habe: Ein rund zwei Sekunden andauernder, nicht anschwellender und nicht verebbender Laut. Er sei „einfach so da gewesen, also nicht gekommen oder so“.

Wir setzen uns an einen der Frühstückstische und ich frage ihn, ob er von dem Schrei geweckt worden sei. Oscar druckst herum: Nein, doch, vielleicht, das wisse er nicht mehr.

Dann will ich von ihm wissen, was nach dem Schrei gewesen sei, ob er sich wieder hingelegt und geschlafen habe. Nein, antwortet Oscar, schlafen habe er sowieso nicht mehr können. „War es das jetzt?“

Nein, das war es nicht. Und danach? Fernsehen? Computerspiele? Erst widerwillig, dann mit einem Hauch von Verbrecherstolz in der Stimme, gibt der Junge zu, dass er mir gefolgt ist ... hinaus in die Lobby, ins Hotel. Er wiederholt, dabei ungeschickt dessen Tonfall nachahmend, was Monsieur Froneville gesagt hat: „Police, Police, rufen! Wie jemand tot!“

Während ich versuchte, die Gäste zu beruhigen, stand Oscar zwischen Rezeption und Frühstücksbereich und „wenn du richtig geschaut hättest, dann hättest du mich sehen können“. Als ich rund eine halbe Stunde später in meinem Bademantel zurück zu dem Bereich des Hauses lief, der uns als Wohnung dient, habe er sich zwischen den Tischen versteckt.

„Und warum?“, frage ich. „Warum dachtest du, dass du dich vor mir verstecken musst?“

Er zuckt mit den Schultern, hebt die Hände und grinst mich an. Ich bitte ihn, mir zu antworten.

„Weiß nicht, keine Ahnung. Wollte einfach ... wollte vielleicht ausprobieren, ob du was merkst. War's das?“

Wir sehen uns an. Nach ein paar Sekunden senkt Oscar den Blick, fährt sich durchs Haar und tritt rhythmisch gegen das Tischbein. Dazu trommelt er mit den Zeigefingern auf der Tischplatte.

„Oscar.“

...

„Oscar!“

„Was?“ Er sieht zu mir auf. Zwei letzte Schläge.

„Bist du fertig mit dem Quatsch? Ich will wissen, was in dieser Nacht los war. Wir haben Gäste verloren wegen der Sache. Glaubst du, dass dieser Schrei von einem Menschen stammte?“

Er lehnt sich im Stuhl zurück.

„Klar. Von einer Frau, würde ich sagen.“

„Bis du dir sicher?“

„Nein, aber ... also von einem Menschen auf jeden Fall. War's das jetzt?“

Ja, das war es. Ich lasse den Jungen in Ruhe und gehe zurück zur Rezeption. Wieder ist mir bewusst geworden, wie wenig ich mit dem Sohn meiner Lebensgefährtin in all den Monaten gesprochen habe. Unser Verhältnis ist kaum

mehr als ein gegenseitiges Sich-Tolerieren. Seltsamerweise scheint sich Amy nicht an unserer oberflächlichen Beziehung zu stören. Ab und zu denke ich, sie müsste traurig deswegen sein, sie müsste sich ein wie auch immer geartetes „Mehr“ wünschen. Aber anscheinend ist sie zufrieden und ... nun ja, mir ist es recht so, ich muss für Oscar nicht den Vater spielen.



Am späten Nachmittag, nachdem die Betten gemacht, die Handtücher getauscht und die Mülleimer geleert sind, beginnen wir mit den Vorbereitungen für unsere kleine Jubiläumsfeier. Amy ist bester Stimmung, sie singt und lacht und flirtet mit mir. Immer wieder stoßen wir mit teurem Sekt auf das Hotel an und kurz nach fünf fühle ich mich bereits leicht betrunken. Mutig und falsch improvisiere ich die Hits meiner 90er-Jahre-Jugend, singe „Mr. Boombastic, telly-fantastic“ und mache mich wunderbar lächerlich. Amy filmt mich, wie ich vornübergebeugt auf einem der Frühstückstische stehe, mit den Hüften und Armen wackele und so tue, als würde ich surfen. Als wir Schritte auf der Treppe hören, springe ich vom Tisch und sprinte zur Rezeption. Ganz manierlich, wie zwei Wachsoldaten, stehen Amy und ich hinter dem Tresen. Während sie einen Stadtplan aushändigt, versuche ich, nicht zu kichern.

Und ja verdammt, trotz aller Sorgen, trotz aller Ungewissheit, wir haben Grund zum Feiern! Allen Unkenrufen, allen pessimistisch-besserwisserischen Prognosen und gut gemeinter Warnungen zum Trotz, hat unser kleines Unternehmen sein erstes Jahr überstanden. Hotel Haupthaus, 25 geräumige Zimmer, jahrzehntealte (aber hochsolide!) Einrichtung, Geräusche in den Rohren und

Wände dick wie Kühlschränke. Im Sommer ist das Gebäude angenehm kühl ... und im Winter kaum zu heizen, ein Öl saufendes und Gas atmendes Monstrum, eine – so drückte es einer der Gutachter aus, mit denen wir uns das Haus ansahen – „verflixte Geldvernichtungsmaschine“. Aber wir haben uns für dieses Gebäude entschieden, haben Zeit, Kraft und Geld investiert und machen – Halleluja! – tatsächlich Gewinn.

Als unser Gast mit seinem Stadtplan nach draußen verschwunden ist, dick eingewickelt gegen die Winterkälte, sieht Amy mich an und sagt, sie habe mich seit Wochen nicht so glücklich gesehen.

„Warum sollte ich unglücklich sein?“, frage ich. Und dann erkläre ich ihr ungeschickt, dass ich gerade die beste Zeit meines Lebens habe, dass sie ja gerade erst beginne, diese beste aller Zeiten, dass ich so glücklich und dankbar bin, sie zu haben und mit ihr etwas aufzubauen! Mein Gerede hört sich theatralisch an, fast schon schmierig, wie aus einer grottenschlechten Seifenoper. Aber Amy sieht mir milde lächelnd in die Augen und bedankt sich bei mir.

Dann sagt sie, ich dürfe nichts mehr trinken.



Als es fast dunkel ist, ziehe ich meine Jacke an und verlasse das Haus. Mit den Händen in den Taschen gehe ich die fünf Stufen hinunter, überquere den schmalen Bürgersteig und trete auf den welligen, hundertfach geflickten Straßenbelag. Zertretenes, erfrorenes Unkraut verfault in den Rissen und an einigen Stellen fehlen große Asphaltklumpen. Den Boden der Schlaglöcher bildet altherwürdiges Kopfsteinpflaster.

Links, rechts, links – wie als Kind gelernt. Ich laufe grinsend über die einspurige, kaum befahrene Straße und

trete auf den schmalen Bürgersteig. Gegenüber des Haupthauses liegt eine eingezäunte Brache, „Betreten strengstens verboten“ steht auf einem schon ganz ausgebleichten Schild.

Ein paar Sekunden stehe ich nur da, atme die kalte Luft und betrachte durch den Maschendraht das brusthoch wuchernde Unkraut. Jemand hat ein Kinderfahrrad über den Zaun geworfen, vor ein paar Tagen lag es noch nicht da.

Langsam drehe mich zum Haus um, fast sechzehn Meter ragt das Gebäude vor mir empor.



Das „Haupthaus“ – dieses stolze, vielleicht ein wenig grobschlächtige Wort steht in goldenen Lettern über der breiten, von einem Bogen aus langen Backsteinen gerahmten Eingangstür – wurde 1903 als eines von zwei Verwaltungsgebäuden einer großen, damals hochrentablen Kabelfabrik erbaut. Mit einer seiner kürzeren Seiten schließt das dreistöckige, rund 36 Meter lange und 18 Meter breite Gebäude an die fast 2900 Quadratmeter große Fabrikhalle an. Im Erdgeschoss besteht ein Übergang zwischen beiden Gebäuden und mehrmals habe ich die gewaltige Halle durchlaufen. Viel ist nicht mehr übrig von der damaligen Einrichtung: Verstreute Maschinenteile, zerschlagene Waschbecken, Lumpen, Ölkannen, die verfaulten Reste hölzerner Kabeltrommeln, dutzende wie durch Explosionen zerfetzte Blecheimer und ein Stapel harte, einen ätzenden Geruch ausdünstende Gummimatten. Ich habe mich nie lange in dieser Halle aufgehalten, es stinkt nach Verfall und der Boden ist voller Glasscherben.

Ende 1903 war das Haupthaus fertiggestellt, im Frühling

1904 fand die pompöse, von allerlei längst vergessener Prominenz besuchte Einweihung statt. Die Bosse bezogen die Vorstandsbüros im zweiten Stock, die anderen Räume teilten sich jeweils zwei bis drei Angestellte. In den 60ern wurde der Backsteinklotz dann saniert, man schlug größere Fenster in die Mauern, verlegte neue Stromkabel und installierte in mehreren der Räume Waschgelegenheiten.

Als die Kabelfabrik in den 70ern Konkurs machte – so weit ich weiß, gab es ein Gerichtsverfahren, der Enkel des Firmengründers saß eine Gefängnisstrafe von zwei Jahren ab –, ging das Gebäude an die Stadt und diente rund zwei Jahre als provisorisches Übergangwohnheim für Aussiedler aus Osteuropa. In einem der kleineren Kellerräume stehen noch drei hellbraune Lederkoffer, ich vermute, dass sie aus dieser Zeit stammen. Zwei sind mit altmodischer Kleidung und Bettlaken vollgestopft. Im dritten liegen vergilbte Formulare und ein paar handschriftliche Briefe, die ich nicht entziffern konnte.

Ab Ende der 70er stand das Haupthaus leer, bis sich 1989 eine Künstlerkolonie in den großen, steinernen Räumen einnistete. Im Keller entstanden mit Eierkartons ausgekleidete Proberäume, weiter oben Ateliers und provisorischer Wohnraum.

Anfang der Neunziger fanden mehrere größere Ausstellungen im Haupthaus statt, von denen einige sogar in der überregionalen Presse erwähnt wurden. In einem der Vorstandszimmer – einem fast 40 Quadratmeter großen Eckbüro im zweiten Stock, das wir zur Suite umgebaut haben – schichtete eine Künstlerin ausgemusterte Bundeswehr- und NVA-Uniformen zu einem meterhohen, graugrünen Berg, in den sie dann Metallstäbe rammte. Einer der städtischen Mitarbeiter, mit denen wir über Mietkonditionen und Zuschüsse verhandelten, zeigte

uns vergilbte Zeitungsausschnitte. Ich schätze Kunst sehr, habe mich aber nie ausführlich mit den verschiedenen Epochen und Strömungen befasst. Mit dem Uniformenberg konnte ich nur wenig anfangen.

Die Künstlerkolonie, die das Haupthaus erst besetzte, dann ordentlich von der Stadt mietete, löste sich Mitte der Neunziger im Streit auf. Es wurde still im Haupthaus, das ehemals stolze Verwaltungsgebäude war nur noch ein mit Graffiti beschmiertes Zeugnis untergegangenen Industriestolzes.

Weil den städtischen Verantwortlichen nichts Besseres einfiel, vermieteten sie die großen Kellerräume als billige Lagerfläche, durch ein eingeworfenes Fenster flogen Tauben ein und aus, bauten Nester und schissen die Chefetage voll. Bevor das zerbrochene Fenster ausgetauscht werden konnte, war zwei Tage lang ein Trupp in Schutzanzügen und mit Hochdruckreinigern zu Gange. Im zweiten Stock sind mehrere der grünen Wandfliesen gebrochen, andere sehen seltsam stumpf aus, als wären sie mit Schmirgelpapier und Säure behandelt worden. Ich vermute, dass die Beschädigungen von dieser Reinigungsaktion herrühren.

Rund fünfzehn Jahre später – zwischenzeitlich war angedacht, das Gebäude zum gehobenen Wohnhaus umzubauen, es waren sogar neue Wände eingezogen worden – kamen dann wir: Amy Parson und Robert Bieler, ein Mann auf der Suche nach einer sinnvollen Beschäftigung und eine optimistische, vor Tatkraft strotzende Frau mit Hotel- und Gastronomieerfahrung.

Hotel Haupthaus! Treten Sie ein! Schlechte Gegend aber besonderes Flair, ein Wagnis, eine, wie Amy es ausdrückte, „entweder saublöde oder verdammt gute Idee“. Würden wir nicht von der Stadt bezuschusst – unser Hotel soll, so hat man uns erklärt, zur Aufwertung des Areals

beitragen –, nie hätte ich diesen Vertrag unterschrieben.

Als es ans Unterzeichnen ging, in diesem engen lauten Büro, vor Bergen unerledigten Papierkrams, zitterten meine Hände. Die linke drückte ich in die Hosentasche, die rechte presste ich so hart auf den Schreibtisch des städtischen Beamten, dass das Holz knackte.

Eine Unterschrift und ich war Hotelier.

Ein Geschenk

Samstag, 19. November

Kurz nach fünf bin ich wach, höre mein Herz klopfen und muss ein Kichern unterdrücken. Ganz leise schlüpfe ich in meine Klamotten und laufe, nur zwei Minuten später und mit verklebten Augen, über die breiten Gänge.

Ich bin so glücklich wie lange nicht, schreien und tanzen möchte ich! Wie ein Grundbesitzer, der stolz seine Landgüter in Augenschein nimmt, gehe ich das gesamte Haus ab, komme mir schon albern vor mit meinem Stolz, setze mich schließlich in einem der leeren Zimmer auf das gemachte Bett, lege mein Gesicht in die Hände und horche in die Stille.

Nichts. Keine Schritte, kein rauschendes Wasser, nicht der kleinste Laut. Und keine nächtlichen Schreie ... wenn das vor zwei Tagen überhaupt ein Schrei war. Ich lasse meinen Oberkörper nach hinten fallen und wie aus einem Blasebalg entweicht die Luft aus der zwei Meter langen Winterdecke. Würde ich an Gott glauben, würde ich ihm jetzt danken. Stattdessen lache ich einfach, lache aus vollem Herzen.

Als ich mich beruhigt habe, liege ich still da und überlege. Waren es 800, 900 oder über tausend Nächte, die ich in Hotels und Pensionen verbracht habe? Ich bleibe an der Frage hängen, rechne nach, gebe aber nach weniger als einer Minute auf. Es waren zu viele, einfach viel zu viele. Und es waren zu viele schlechte dabei. Grob geschätzt hatte ich es 50 Mal mit zu kurzen Betten, zehnmal mit verstopften Toiletten, 40 Mal mit nicht funktionierenden Heizungen und fünfmal – nur hier bin ich mir sicher – mit Bettwanzen zu tun. Manche Zimmer waren schlichtweg beleidigend, als würde man einem Gast, der für Steak bezahlt hat, eine Schüssel Knorpel und Sehnen vorsetzen.

Vor meinem Sprung in die Hotelbranche war ich einer von drei – allein dieses Wort! – Suchtpräventionsbeauftragten eines Verbands von Glücksspielunternehmen. Meine Aufgabe: Ich fuhr in einem geleasteten Audi A4 im Westen und Süden Deutschlands herum, um Inhabern von Spielhallen etwas über ... eben, Suchtprävention zu erzählen. Außerdem vermittelte ich Spielsüchtige an Beratungsstellen und Therapeuten, informierte mich und meine Vorgesetzten über die Gesetzeslage und machte Pressearbeit.

Mein direkter Chef, die Person, der ich Rechenschaft schuldeten, die mit mir vierteljährlich über meine – pah – Leistungen sprach: Ein gertenschlanker, geradezu lächerlich durchtrainierter, von Koffeintabletten und Motivationsseminaren aufrechterhaltener Mittfünfziger in einem viel zu engen Anzug. Der Kerl schaffte es, jeden zweiten Satz mit einem gebellten „JA!“ zu beginnen: „JA! Herr Bieler, jetzt mal Fuß aufs Gas! Ihr Termin hat gerade angerufen!“, „JA! Wir haben zu arbeiten, Leute! Keine Müdigkeit vorschützen!“, „JA! Auf Wiedersehen, bis morgen in alter Frische, die Herrschaften!“ Vor ihm wurde gebuckelt und hinter seinem Rücken wurde über ihn gelacht. Im Grunde war er ein Würstchen, dieser Mann, ein lächerlich lautes Würstchen. Durch alle Aggressivität, alles Imponiergehabe, durch all die inszenierte Dynamik schien immer nur fade, traurige Würstigkeit durch.

Ein Glück, dass ich nur selten im Büro war. Stattdessen: Ein Leben zwischen Mittelklassehotels, Tankstellen und Spielhallen, zwischen nicht zu teuren und nicht zu billigen Restaurants, Waschsalons und meiner kalten, kargen Mietwohnung. Meine Güte, allein die Zeit, die ich neben Zapfsäulen gestanden und Dieseldämpfe eingeatmet habe! Und dann alle die Stunden, die ich in irgendwelchen Hotelzimmern mit dem Bügeln meiner Hemden verbracht

habe! Ich hätte ein Instrument oder eine Fremdsprache lernen können, ich hätte einen Roman schreiben können. Kaum zu glauben, dass ich diesen Job tatsächlich einmal gern hatte.

Und dann – verdammte Scheiße! Es läuft mir kalt den Rücken herunter, wenn ich nur daran denke – diese Gespräche mit den Betreibern der Spielhallen. Wie hieß noch gleich der Mann, der sich vor den Zug warf? Genau, Heinze hieß die arme Sau, ein unauffälliger, über zwanzig Jahre verheirateter Mann, Vater zweier Kinder und Besitzer eines Reihenhauses, keine Vorstrafen und keine nennenswerte kriminelle Energie. Als ich ihn das erste Mal traf, zitterte er am ganzen Leib, der Mann war dabei, völlig vor die Hunde zu gehen.

Rund zwei Wochen bevor mich Heinzes Frau anrief, um mir abwechselnd weinend und schreiend die Schuld am Selbstmord ihres Mannes zu geben, sprach ich mit dem Betreiber der Spielhalle, in der Heinze Stammkunde war:

„Okay, also ich habe mich jetzt zweimal mit Herrn Heinze getroffen. Das Beste wird es sein, in gegenseitigem Einvernehmen ein Hausverbot zu erteilen. Wir können das gleich fertigmachen, wenn Sie einen Moment Zeit haben.“

Darauf der Betreiber der Spielhalle, in ruhigem, lauern-dem Tonfall:

„Aber Herr Heinze ist guter Kunde.“

„Ja ... natürlich. Aber der Mann steht kurz vor dem Bankrott, seine Frau denkt daran, ihn zu verlassen. Wir können das Hausverbot ja vorerst auf ein Jahr beschränken. Ich habe ihn bereits an eine Suchtberatungsstelle weitervermittelt. Wir wollten das möglichst bald-“

„Was? Das heißt, der kommt dann nicht mehr? Warum gleich Hausverbot? Ich geh einfach hin zum Kollegen und sag: So, jetzt ist genug, jetzt geh heim. Ihr wollt immer

gleich Hausverbot, aber Herr Heinze ist guter Kunde!“

Und ich, bereits ungeduldig:

„Okay ... hören Sie, der Herr Heinze hat ein ernsthaftes Suchtproblem, er erfüllt alle Kriterien, wir sind verpflichtet-“

„Was verpflichtet? Was redest du?“

„Hören Sie, es ist in Ihrem eigenen Interesse, Kunden zu haben, die ihr Spiel unter Kontrolle haben. Suchtkranke machen überproportional häufig Ärger, pöbeln andere Gäste an, trinken zu viel Alkohol-“

„Herr Heinze macht nie Ärger! Sitzt immer nur da und spielt! Wie soll ich meinen Laden betreiben, wenn ich Kunden rausschmeiße? Wenn ich dem Hausverbot gebe, dann geht der doch woanders hin!“

„Okay, wie auch immer ... wenn Herr Heinze woanders hingeht, dann ist das nicht Ihre Angelegenheit. Aber solange er bei Ihnen spielt, haben Sie Verantwortung. Sie kennen die Vorschriften, Sie haben eingewill-“

„Was Vorschriften? Immer Vorschriften, Vorschriften, Vorschriften! Das ist nämlich das Problem hier in Deutschland, immer nur Vorschriften. Deshalb machen uns die Türken platt. Weiß du, wie viele Hallen hier im Umkreis noch uns Deutschen gehören?“

„Nein, darum geht es jetzt ja auch nicht.“

„Zwei, noch zwei! Und überall sonst hocken Türken und Araber drauf. Die interessieren sich einen Scheiß für Vorschriften und deshalb haben die Erfolg, die Türken. Das ist nämlich das Problem mit uns Deutschen, dass wir uns immer an Vorschriften halten. Die ficken uns und unsere Vorschriften, die Türken.“

Ich erinnere mich noch gut an dieses lauter und lauter werdende Gespräch. Und ich erinnere mich an das Gefühl tiefer Erschöpfung, die ich empfand. An einem besseren Tag hätte ich dem Mann Sinn und Zweck unserer Regeln

zum Umgang mit Spielsüchtigen erläutert, hätte ihm erzählt, dass ich gerade erst bei einem türkischen Geschäftsinhaber gewesen sei und der sich überaus kooperativ verhalten habe. An schlechten Tagen aber – und diese häuften sich gegen Ende meiner Laufbahn zu einem gewaltigen, kalte Trostlosigkeit verströmenden Bergpackte ich meine Unterlagen zusammen und ging meiner Wege.



Und dann kam der schlechteste aller Tage, der Tag meines Zusammenbruchs. Ich erinnere mich genau.

Es war ein schwüler Donnerstag im August und ich hatte einen Vortrag vor dreißig schwitzenden, schlecht gelaunten Spielhallenbetreibern zu halten. Thema: Früh-erkennung von Suchtproblematiken.

Als ich beim Punkt „Ansprache des Kunden“ war, krampfte mein Magen und fast ging ich in die Knie. Aber ich machte mich gerade, fraß mich durch all die sinnlosen Sätze, Wörter, Buchstaben, spulte mein Programm ab, fixierte die Tür am Ende des Saals und vermied es, in all die breiten und schmalen, hellen und dunklen, glatten und bärtigen Gesichter zu sehen.

Und dann, als ich mich unter Schmerzen dem Endspurt näherte, traf mich wie der Schlag mit einem Vorschlaghammer diese Erkenntnis: Es war alles nur ein Witz, ein großer, dreckiger Witz. Was ich da gerade tat, war ein Witz. Mein Leben war ein Witz, die ganze Welt war ein Witz!

Der Schmerz war verfliegen und ich musste gegen das Lachen ankämpfen. Wie ich da schon stand, in meinem blöden Anzug, an diesem blöden Stehpult, vor diesem Mikrofon, in dessen Drahtgeflecht irgendein hart ge-

wordener Rotz klebte. Ich glaubte, schreien zu müssen, tanzen zu müssen, ich wollte mich von der Bühne ins Publikum werfen.

Mit all der Selbstbeherrschung, die ich aufbringen konnte, schaffte ich es, meinen Vortrag abzuschließen, wobei ich allerdings so schnell und leise sprach, dass meine Ausführungen kaum mehr zu verstehen waren. Nur halb bekam ich das anschwellende Getuschel und Gemurmel mit, jemand plärrte „lauter“ und aus dem Augenwinkel sah ich, dass eine große, dunkle Gestalt zu mir auf die Bühne getreten war. Wieder ein „Lauter“-Ruf, diesmal fast wütend. Was ich sagte, das interessierte diese Arschgeigen nicht, aber sie wollten doch, dass ich es richtig sagte, gut verständlich, sauber ar-ti-ku-liert, dass ich verdammt noch mal arbeitete für meine Kohle. Ich zischte ein Dankeschön und floh aus dem Saal.

Als ich in meinem Firmenwagen saß, brach es endlich aus mir heraus, fast fünf Minuten muss ich gekichert und gelacht haben. Dann starrte ich erschrocken in den Rückspiegel und sah einen Menschen, der dabei war, den Verstand zu verlieren. Meine Augen waren voller Angst, die untere Hälfte meines Gesichts zu einer grotesken Grimasse verzerrt.

Allmählich beruhigte ich mich, schnallte mich an und startete den Motor. Sehr langsam, mit starr nach vorne gerichtetem Blick und beiden Händen am Lenkrad, steuerte ich den Wagen aus dem Gewerbegebiet.

—

Nachdem ich in einem chinesischen Restaurant gegessen hatte, fuhr ich zurück zum Tagungshotel. Und als ich die Rezeptionistin nach meinem Zimmer fragte, stellte sich heraus – ein Witz! Ein verdammter Witz auf meine

Kosten! –, dass die Sekretärin es versäumt hatte, mir eines zu reservieren. Ich stand in dieser hässlich-praktischen Lobby, vor mir eine zentimeterdick geschminkte Frau mit grundfalschem Lächeln im Gesicht, fast halb so alt wie ich, fast noch ein Kind, mit künstlichen Augenbrauen und umwabert von süßem Parfümduft. Und neben mir: dieser hässlichste aller Rollkoffer, dieses Scheißding mit den abgewetzten, kleiner und kleiner werdenden Gummirollen. Verdammt! Ich wollte duschen! Schlafen! Meine Ruhe! Aspirin! Aber ich musste auf Zimmersuche gehen und landete, eine halbe Stunde später, in einer kleinen, über einem französischen Lokal gelegenen Pension.

Heute kann ich darüber lachen, damals hätte ich fast geheult. Das Zimmer war eine Sauerei. Nicht nur, dass es intensiv nach Muschelsuppe stank – die Lüftung teilte sich die Pension mit dem französischen Restaurant –, es war außerdem klein, viel zu heiß und in einem widerlichen Lachsrosa gestrichen. Und dann die Einrichtung: Das Bett für Zwerge gemacht, die Matratze durchgelegen, das Kissen eine mit Watte gefüllte Stoffwurst, um die ein dünnes Leintuch gewickelt war. Die Decke: klumpig und getränkt vom Schweiß ehemaliger Leidensgenossen. Vor mir, schräg an der Wand, hing der kleinste Röhrenfernseher, den ich je gesehen habe, die Fernbedienung war dermaßen schmutzig, dass ich sie mir an die Stirn hätte kleben können. Auf dem Laken waren rotbraune Schamhaare. Aus dem Nebenzimmer hörte ich Röcheln und Husten ... als würde dort jemand mit dem Tod kämpfen. Und über allem dieser süßsaure Suppengestank, es war eine Katastrophe. Müdigkeit und dumpfe Verzweiflung brachten mich dazu, das Zimmer zu nehmen.

Um vier Uhr nachts erwachte ich schweißgebadet. Hier passt er tatsächlich, dieser Ausdruck, der mir immer übertrieben erscheint, wenn ich ihn lese oder höre. Aber

ich war tatsächlich wie in Schweiß gebadet, klebrig von der Stirn bis zu den Zehenspitzen. Dazu Schüttelfrost, Magenkrämpfe und aufsteigende Todesangst. Nachdem ich mir das Laken von der Haut gezogen und einige Minuten schwer atmend in dem heißen, nach Küchendunst stinkenden Zimmer gelegen hatte, rollte ich mich vom Bett. Ich stolperte ins Badezimmer und erbrach mich – kaum hatte ich die Tür aufgerissen – in die Duschwanne.

Im Morgengrauen – nach stundenlangem Würgen kam nicht einmal mehr Magensäure, ich kotzte buchstäblich Luft – schleppte ich mich zum Auto und fuhr zum nächsten Krankenhaus.

Diagnose: Schwere Lebensmittelvergiftung.

Drei Tage verbrachte ich zusammen mit einem schweigsamen, abwechselnd in Autozeitschriften und Baumarkt-Prospekte vertieften Leberpatienten in einem hellblau gestrichenen, lichtdurchfluteten Zimmer, musste isotonisches Zuckerwasser und Gemüsebrühe trinken, legte alle halbe Stunde einen Sprint Richtung Toilette hin und dachte ansonsten über mein Leben nach.

An einem schönen Sommertag, nur wenige Stunden nachdem ich mich von Ärzten und Schwestern verabschiedet und fünf Euro für die Kaffeekasse gespendet hatte, kündigte ich meinen Job.

Niemand schien überrascht.

—

Als müsse mein Körper Jahre der Entbehrung wettmachen, überfiel mich sofort, wirklich sofort nach meiner Kündigung, ein ebenso faszinierender wie erschreckender Heißhunger. Sechs Croissants zum Frühstück, fingerdick mit Butter und Marmelade bestrichen – her damit! Ich aß gewaltige Portionen Spaghetti Bolognese, solche Mengen

hatte ich zuletzt mit 15 oder 16 geschafft, fuhr nachts um zwei die Dönerläden ab, fing sogar an, mir Schokoladen- und Sahnetorten nach alten Rezepten meiner Großmutter zu backen und schaffte es tatsächlich, etwas zu produzieren, das einer Schwarzwälder Kirschtorte ähnelte. Ich aß das Ding mit bloßen Händen allein vor dem Fernseher. Rund zwei Wochen ging das so, ich fraß und fraß und fraß.

Nachdem ich mich erholt (und sieben Kilo zugenommen) hatte, nachdem ich zu Kräften gekommen war, verschaffte ich mir einen Überblick über meine Finanzen. Insgesamt verfügte ich zwei Wochen nach meiner Kündigung über ein Vermögen von exakt 119.804, 53 Euro – zu einem Drittel erarbeitet, zu zwei Drittel ererbt. Die Zahl beruhigte mich, von diesem Geld würde ich mehrere Jahre leben können. Ich schrieb mir die Summe auf einen Bogen Papier, den ich aus einem alten Schul-Zeichenblock riss, und hängte ihn mir ins Wohnzimmer.

Rund zwei Monate nach meinem Krankenhausaufenthalt schaltete ich eine Kontaktanzeige in einer Internet-Partnerbörse:

Größtenteils anständiger Mann, weder Triebtäter, noch Serienmörder, noch sonst wie bedrohlich, sucht eine Frau, die etwas Neues aufbauen will. Ich bin 35 Jahre alt, habe vor kurzem meinen Job gekündigt und weiß noch nicht, was ich mit dem Rest meines Lebens anfangen will. Momentan erhole ich mich noch von den ersten 35 Jahren, in rund zwei Wochen sollte ich wieder vollständig oben-auf sein.

Amy war eine der ersten, die sich bei mir meldeten.

—

Eigentlich, das verriet sie mir flüsternd, als wir uns schon

rund einen Monat trafen, heiße sie mit erstem Vornamen ja Heike. Heike Amy Parson, geboren im Sommer 1980, aufgewachsen abwechselnd in Los Angeles und Hamburg Wandsbek. Ihr 1997 verstorbener Vater war als GI in Deutschland stationiert gewesen, ihre Mutter, die ebenfalls Heike heißt, hatte bis vor wenigen Jahren eine Hamburger Kneipe unter ihrer Fuchtel. Sie sei, so sagte mir Amy eines Abends, „mit Säufern aufgewachsen“. Und diese Säufer seien die nettesten Menschen gewesen, die man sich vorstellen könne. Ein Physikprofessor – langjähriger Stammgast, jeden Abend mindestens fünf Bier und ebenso viele Korn, Pegeltrinker – habe ihr fast jeden Tag bei den Hausaufgaben geholfen.

Gleich in der ersten Mail, die Amy mir schrieb, noch bevor ich überhaupt wusste, wie alt sie war und wie sie aussah, kam sie zur Sache: Sie sei seit einem Jahr geschieden, habe einen elfjährigen Sohn namens Oscar und arbeite momentan halbtags am Empfang eines größeren Hotels. Da sie sich unterfordert fühle und kurz davor sei, „alles hinzuschmeißen und nach Amerika abzuhausen“, wolle sie einen Neuanfang wagen. Was ich mir denn unter „etwas Neuem“ vorstelle?

Mir gefiel sie sofort, diese handfeste, praktische Art. Ich antwortete, dass meine Vorstellung noch recht verschwommen sei. Ich wisse nur, dass es so nicht weitergehen könne. Knapp berichtete ich von meinem bisherigen Job – in dem ich übrigens nicht schlecht verdient hatte –, von der schweren Lebensmittelvergiftung, die, zusammen mit der Erkenntnis, dass meine Arbeit und mein gesamtes Dasein ein mieser Witz waren, das Fass zum Überlaufen gebracht hatte, und von meiner letzten, traurig gescheiterten Beziehung.

Als ich die Nachricht abgeschickt hatte, sprang mich

hinterrücks die Angst an. Würde ich nicht jämmerlich wirken, wie ein frühzeitig verbitterter Langweiler ... oder wie einer derer, die mit der Aufzählung ihrer Leiden und Rückschläge um Liebe betteln? Aber Amys Antwort kam noch am selben Tag. Sie fragte mich, ob ich mir vorstellen könne, ein Hotel zu eröffnen. Ich fragte zurück, ob wir uns nicht vielleicht zuerst kennenlernen sollten.



Wir trafen uns ohne viel voneinander zu wissen. Es war keine Liebe auf den ersten Blick, auch keine auf den zweiten. Aber Sympathie war da, wir konnten miteinander reden, hatten einen ähnlichen Humor und einen ähnlichen Geschmack. Die Liebe würde kommen, ich war mir ganz sicher.

Und sie kam ja auch.

Als wir uns rund einen Monat kannten – wir hatten einige Male miteinander geschlafen und es war schön gewesen – fragte ich Amy, ob wir nun eigentlich ein Paar seien.

„Klar“, war ihre erstaunte Antwort, „was denn sonst? Immerhin ficken wir.“

Vier Wochen später, nachdem der Beziehungsstatus also geklärt war, setzte sie mich in ihr Auto und fuhr mit mir vierzig Kilometer zu dem steinernen Ungetüm, über dessen Eingang in goldenen Lettern „Haupthaus“ steht. Ich stand da und starrte und kriegte den Mund nicht auf.

„Und? Was sagst du?“

Ich verstand immer noch nicht.

„Zu dem Haus! Was sagst du zu dem Haus? Das wird unser Hotel!“

Breit grinsend sah sie mich an, ihr Gesicht schien von innen heraus zu leuchten. Aufgeregt zupfte sie mich am

Ärmel meines Mantels, zog mich zu sich heran, griff nach meiner Hand.

„Los, Robert, jetzt sag schon. Gefällt es dir?“

Beinahe hätte ich nein gesagt. Es braucht eben seine Zeit, bis ich mich verliebe.



Es ist kurz nach 19 Uhr. Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Amy ist drüben im Wohnzimmer, die ersten Gäste sind schon da.

Vor einer halben Stunde hatte ich einen ... nein, das ist der falsche Begriff. Ich hatte keinen Schwächeanfall, mir wurde nur kurz schummrig, schwarz vor Augen. Ich hob einen Kasten Bier aus dem Kofferraum meines Wagens und merkte, wie mir die Beine weich wurden. Ich musste den Kasten abstellen und mich auf den nassen Asphalt setzen. Zum Glück hat mich niemand gesehen.

Jetzt geht es wieder, nur die Hände zittern noch. Aber ich muss wieder an diesen Schrei und dieses Husten neben meinem Bett denken. Ich kriege diesen Scheißdreck, der doch überhaupt nichts zu bedeuten hat, einfach nicht aus meinem Kopf ... und bilde mir ein, dass etwas Schlimmes passieren wird. Vielleicht sollten wir, überlege ich, die Gäste wieder nach Hause schicken, alles abblasen und den Abend vor dem Fernseher verbringen.

Nein verdammt! Schluss mit dem Unsinn! Ich werde hinüber gehen und mich amüsieren. Auf keinen Fall werde ich mir und Amy diesen Abend verderben. Wie lange haben wir uns schon gefreut? Vielleicht hilft ja Alkohol, vielleicht muss ich nur ein bisschen was trinken. Locker werden. Das Denken abschalten. Ich stelle mich an wie ein verdammt Hypochonder.

Sonntag, 20. November

Es ist etwas passiert, ich muss ... aber eigentlich sollte ich mich ausschlafen. Ich weiß ja, dass ich immer noch betrunken bin, ich schaffe es ja kaum, eine gerade Zeile zu schreiben. Aber es ist etwas passiert und ich habe Angst, dass mir die Details entwischen. Wenn ich bis zum Mittag oder Nachmittag warte, kriege ich die Sache nicht mehr aufs Papier.

Kurz nach 19 Uhr war die Sache mit der Bierkiste und dieser seltsamen Schwäche. Und nachdem ich die Schwäche überwunden hatte, wurde der gestrige Abend zu einem der besten seit langem. Alle waren da. Amys Mutter hatte ihre Kontakte spielen lassen und Hartes organisiert – Whiskey, Wodka, sogar Absinth. Mein Schulfreund Uwe hatte seinen Plattenspieler und stapelweise alte Musik mitgebracht.

Auch zu essen hatten wir reichlich. Der Küchentisch ächzte – er ächzte wirklich, aber eigentlich tut er das ja dauernd – unter dem Gewicht der Teller und Schalen. Und mit dem Kartoffelsalat, den Amys beste Freundin in der größten Salatschüssel, die ich jemals gesehen habe, angeschleppt hatte, hätte man eine Fußballmannschaft füttern können. Dazu Nachos, vegetarische Frühlingsrollen, selbstgemachte Chips, spanische Chorizos, französische Merguez und Nürnberger Rostbratwürste, pappsüße türkische Süßigkeiten und ein großer Käseigel.

Eigentlich hatten wir es klein halten wollen: fünf, sechs Freunde, gemeinsames Knochen und ein paar Flaschen Wein. Dann war Amy auf die Idee gekommen, das einjährige Jubiläum unseres Hotels zusammen mit meinem 36. Geburtstag zu feiern, da könne man es doch ein bisschen größer, ein bisschen aufwändiger ...

Die Sache geriet außer Kontrolle und schließlich waren –

passend zum Anlass – exakt 36 Gäste ins Erdgeschoss des Haupthauses gekommen.



Gegen ein Uhr nachts – ja, es war eins, kurz vor eins, ich hatte keinen Filmriss! – bin ich betrunken, allerdings angenehm betrunken, balanciere gutgelaunt auf dem schmalen Grat zwischen „genau richtig“ und „schon zu viel“, höre mich reden und kleine, dumme Späße machen. Meine Gedanken sind leicht wie Watte, ich komme mir frech und charmant und draufgängerisch vor, als wäre ich wieder zwanzig und unzerstörbar.

Obwohl ich es besser weiß, trinke ich weiter. Und da ich das Trinken nicht mehr gewohnt bin, verschwimmt mir kurz nach zwei die Sicht. Selbstüberschätzung und fruchtiger, seinen Alkoholgehalt verbergender Rotwein – eine heimtückische Kombination.

Um halb drei sehe ich doppelt ... zumindest wenn ich mich nicht konzentriere. Es fällt mir schwer, die Gesichter auseinanderzuhalten und in der Küche lasse ich eine Frühlingsrolle unter den Tisch fallen. Als ich mich nach ihr bücke, verliere ich das Gleichgewicht und schlage mit dem rechten Knie hart auf den steinernen Boden.

„Alles in Ordnung?“, fragt mich eines der vielen Gesichter.

„Ja, ich ... ich wollte nur was essen“, höre ich mich lallen und konzentriere mich dabei auf die Küchenuhr. Lang und schmal sieht sie von hier unten aus, trotzdem erkenne ich, dass es kurz vor drei ist.

Im nächsten Moment – die Zeit vergeht jetzt sprunghaft, hat deutlich an Geschmeidigkeit verloren – hilft mir jemand hoch. Und jemand anderes sagt etwas anscheinend sehr lustiges, ich verstehe aber nur woh-woh-woh und

höre das Lachen irgendwelcher Leute.

Ich muss mich darüber geärgert haben, es dermaßen übertrieben zu haben, das kenne ich von mir. Betrunken bin ich zu leidenschaftlichem Selbsthass fähig. Aber vielleicht war mir auch nur schlecht. Jedenfalls verziehe ich mich ins Wohnzimmer und lasse mich in einen der Ledersessel fallen. Die Party hat sich da schon in Richtung Küche verlagert, die Hälfte der Gäste ist bereits gegangen.

—

Vielleicht wollte ich mich schlafend stellen. Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls schließe ich die Augen und gehe meinen Gedanken nach.

Gegen drei Uhr überlege ich ernsthaft, hinunter in den Keller zu gehen und die stillen, menschenleeren Räume zu inspizieren. Im größten dieser fensterlosen Räume steht ein kompletter, teilzerlegter Kinderspielplatz, in einem etwas kleineren Raum hat jemand ein Miniaturkino eingerichtet: Leinwand, sieben Klappstühle und ein alter, schwergewichtiger Projektor. Wenn sich die Besitzer nicht bald melden, können wir die eingelagerten Gegenstände für wenig Geld übernehmen, das hat uns der städtische Mitarbeiter bei der Vertragsunterzeichnung versprochen.

Wie viel Geld ist „wenig Geld“, überlege ich. Und was sollen wir mit einem Kinderspielplatz? Und dann: Wenn ich aufpasse und mich an den Wänden abstütze, wenn ich mich dann am Geländer halte und genau schaue, auf welche Stufe ich trete ...

„Schatz, alles gut bei dir?“

Amy ist da! Wie aus dem Boden geschossen steht sie vor mir, wie plötzlich ... ich versuche, dieses elend komplizierte Wort auszusprechen, aber es kommt immer nur irgendwas mit „Martha“: marthalisiert, marthailjisiert. Amy

lächelt ihr schönsten Lächeln und ich greife mit beiden Händen nach ihrem vollen, wunderbaren Gesicht, will es zu mir heranziehen, spitze die Lippen zum Kuss ...

Und sie lacht nur, legt meine Hände zurück und streicht mir über die ... ja, über die Wange. Sie berührt mich an der Wange, ich bin mir sicher. Und ich sage in feierlichem Tonfall: „Ich befürchte, betrunken zu sein“, muss dazu all meine Selbstbeherrschung aufbringen, will auf keinen Fall lallen und sabbern.

Amy verschwindet und ich rufe ihr etwas hinterher. Dann kommt sie wieder und drückt mir ein großes Glas Mineralwasser in die Hand. Sie sagt mir, ich solle „mal schön“ auf meinem Hintern sitzenbleiben.

Bis halb vier geht es mir gut. Wie ein viktorianischer Buddha throne ich in meinem Chesterfield-Sessel, betaste zärtlich die Köpfe der Messingnägel, die das Leder am Rahmen halten, lasse meinen Blick durch das große, mit einer wilden Mischung aus Alt und Neu eingerichtete Wohnzimmer schweifen und spreche mit denen, die zu mir kommen.

An den Reaktionen meiner Gesprächspartner glaube ich zu erkennen, dass mein Gerede nicht allzu blamabel ist. Immer wieder schaue ich hinüber zur Wanduhr, kneife die Augen zusammen und versuche, die Stellung der Zeiger zu erkennen.

Und dann, es muss gegen vier sein, bin ich allein in dem großen, von den Ausdünstungen der vieler Körper stickigen Zimmer. Die verbliebenen Gäste haben es sich zusammen mit Amy in der Küche bequem gemacht und der Duft von Marihuana kriecht durch die Wohnung. Ich erinnere mich an ein kurzes, albernes Erschrecken: Ihre Mutter ist hier, die habe ich vorhin noch gesehen. Und wenn die mitbekommt, dass ihre Tochter kiffte ... kurz komme ich mir wie ein Teenager vor, der etwas zu verbergen hat.

Das Teenagergefühl vergeht, ich liege in meinem Sessel und starre schläfrig Richtung Wohnzimmertür.

—

Und dann – ich habe nur für ein, zwei Sekunden die Augen geschlossen – starrt plötzlich jemand zurück. Verschwommen erkenne ich durch die Milchglasscheibe die Umrisse eines Kopfes, darunter ein Leib und lange Beine. Bestimmt fünf Minuten starren wir uns an, ich und dieser schmierig graue Schatten, bevor ich mich aus dem Sessel stemme und zur Tür wanke. Während meines schiefen Wegs durchs Zimmer verharret die Gestalt hinter dem Glas ... aber als ich meine Hand auf die Klinke lege, entfernt sie sich nach rechts, in den Flur, in Richtung der Tür, die zum Hotel führt.

Ich zweifle an meiner Wahrnehmung, halte die Klinke in der Hand, kneife die Augen zusammen und starre auf das Glas. Dann ziehe ich die Tür auf, trete in den Flur und stütze mich an der Wand ab. Die grünen Fliesen fühlen sich ekelhaft kalt an.

„Hallo?“

Ich schüttle kichernd den Kopf. Links geht es zur Küche, von dort kommen vertraute Stimmen und vertrauter Geruch, dort sind Menschen. Rechts den Flur hinunter liegt Oscars Zimmer, dann das Badezimmer, außerdem das Schlafzimmer und die Tür zum Hotel. Ich stoße mich ab, mache einen Schritt nach dem anderen, rufe einige Male zaghaft mein „Hallo?“ in den langen Korridor und komme endlich bei der Tür an, die aus unserer Wohnung hinaus und in die Lobby führt. Müsste sie nicht geschlossen sein?

„Hallo?“

...

„Ist da jemand?“

Als ich in die Kühle der breiten, steinernen Halle trete, glaube ich, jemanden auf der Treppe zum ersten Stock zu sehen. Aber es ist düster und spät und ich bin besoffen und ständig verschwimmt mir die Sicht.

„Da ist doch wer!“, blaffe ich in die leere Lobby.

Und da, ganz plötzlich, packt mich ein seltsamer, vom Alkohol befeuerter Ehrgeiz. Ich habe jemanden gesehen, ganz sicher! Und jetzt muss ich hinterher, ich, der Herr dieses Hauses, Hotelier Robert Bieler, muss den Eindringling stellen, dingfest machen!

Ich löse mich von der Wand, mache drei Schritte Richtung Treppe und höre im selben Moment jemanden meinen Vornamen sagen. Fast komme ich aus dem Gleichgewicht, als ich herum schnelle, fast stolpere ich über meine eigenen Beine.

—

Ich erkenne Monika sofort, als sie vor mir auf dem breiten, spärlich beleuchteten Gang steht. Ich erkenne sie an der fahlen Haut, dem dünnen, unscheinbar braunen Haar, den kleinen nichtssagenden Augen. Sie war es, die hinter dem Milchglas stand, die mich beobachtete, ganz sicher bin ich mir, es war ihr großer, unförmiger, mehr männlicher als weiblicher Körper, der diesen Schatten warf.

Und zugleich – trotz des verdammten Alkohols, der mir wieder und wieder die Sicht verwischt, trotz meiner Schläfrigkeit – weiß ich, dass es eigentlich nicht sein kann. Monika sieht aus wie damals, scheint überhaupt nicht gealtert zu sein! Ein knochiges, unattraktives Mädchen in seltsam altmodischer Kleidung.

„Mo-Mo-Mon- ...“

Ich bin gleichzeitig aufgeregt und benommen, bringe ihren Namen nicht heraus, frage sie lallend und stotternd,

wie es ihr geht.

„Es geht“, antwortet sie. „Ja, es geht.“ Ihre Stimme ist genau wie damals: leise, unsicher, das Gemurmel eines verschüchterten Mädchens. „Ich ... ich habe ein ... ein Geschenk für dich, Robert.“

Während Monika spricht, sieht sie auf ihre großen, altmodischen Schuhe. Und als ich einen Schritt auf sie zu gehe, tritt sie einen Schritt zurück. Rund drei Meter sind zwischen uns.

„Monika, mein Gott, das ist ... das ist so lange her. Woher weißt du, dass ich Geburtstag habe?“

Bin ich plötzlich nüchtern geworden? Wieso kann ich sprechen? Wieder starrt sie auf ihre Schuhe, auf diese matschwarzen, formlosen Klumpen. Mehrere Sekunden vergehen.

„Das habe ich doch immer gewusst, Robert.“

Monika dreht sich um und geht den Flur hinab, vorbei an unserem Schlafzimmer. Ich folge ihr und bringe ein „Wie lange ist es denn schon her?“ zustande, auf das sie aber nicht reagiert. Abrupt bleibt sie stehen und dreht sich um. Mit einem schmalen Lächeln hält sie mir ein Päckchen hin. Das bunte Geschenkpapier ist an einer Seite eingerissen.

„Das ist für dich, Robert.“

„Monika, ich ...“

Sie streckt ihre Arme aus, lehnt sich leicht nach vorne. Ich soll das Päckchen nehmen.

„Danke, aber ...“ Ich nehme mein Geschenk, ganz leicht berühren sich unsere Hände und ein Schauer rast durch meinen Leib. „Ich ... ich weiß nicht, was ich sagen soll. Wie geht es dir denn?“

Als hätte sie sich vor mir erschrocken, tritt Monika einen Schritt zurück. Die Züge ihres Gesichts verschwimmen.

„Das hast du eben schon gefragt, Robert. Es ... es geht

mir jetzt gut. Ich hoffe, es geht dir auch gut.“

Magensäure schwappt mir in die Kehle, ich huste und schlucke. Was ist nur los? Warum kann ich ihr Gesicht nicht mehr erkennen? Ich kneife die Augen zusammen, will etwas zu ihr sagen, will freundlich zu ihr sein. Fünf, sechs Sekunden vergehen, ohne dass ich etwas herausbekomme. Und Monika entfernt sich immer weiter von mir, wird undeutlich, verschwimmt.

„Alles Gute zu deinem Geburtstag, Robert.“

Ich stolpere ihr hinterher, will ihr erklären, dass ich betrunken bin und dass sie stehenbleiben muss, weil ich sie doch sonst nicht sehen kann! Aber ich bringe nichts heraus und schließlich ist sie es, die spricht.

„Ich habe dich sehr lieb, Robert.“

Und da, als sei ein Bann gebrochen, kommen die Worte. Ich stolpere vorwärts und rede auf sie ein.

„Monika, warte bitte. Bleib stehen! Willst du etwas essen? Wir haben ... Oder etwas trinken? Ich hätte nicht gedacht, dass du kommst ... bitte entschuldige, ich bin nur so überrascht. Das ist bestimmt zwanzig Jahre her, dass wir uns gesehen haben. Wo-wo lebst du denn jetzt, Monika? Ich ... lass uns doch reden, wir haben uns ja so lange nicht ...“

Wieder kommt es mir fast hoch, ich bleibe stehen, kneife die Augen zusammen und schüttle den Kopf. Meine Finger krampfen sich um das Päckchen, das Monika mir gegeben hat, zerdrücken den Karton und stoßen auf etwas Hartes. Hier stimmt doch etwas nicht, denke ich, es muss doch irgendwie möglich sein, ihr Gesicht zu erkennen. Warum erkenne ich ihr Gesicht nicht?

„Alles Gute zu deinem Geburtstag, Robert ... ich muss jetzt gehen.“